

E. M. Forster
Auf der Suche nach Indien

Roman

Aus dem Englischen von
Wolfgang von Einsiedel

Mit einem persönlichen Nachwort
von Simon Strauß

Die ZEIT Bibliothek der verschwundenen Bücher

Die »ZEIT Bibliothek der verschwundenen Bücher« wird herausgegeben
vom Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße,
Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg.

Verlag der »ZEIT Bibliothek der verschwundenen Bücher«
ist die Eder & Bach GmbH, Kaiser-Ludwig-Platz 1, 80336 München.

Titel der Originalausgabe: »A Passage to India«

Copyright © The Provost and Scholars of King's College,
Cambridge, 1924, 1979

Copyright für die deutsche Übersetzung:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 1985

ZEIT-Anhang:
© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg 2015

Umschlaggestaltung: hilden_design, München
Satz und Repro: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-945386-13-2

BUCH I
MOSCHEE

1

Mit Ausnahme der – ohnehin vierzig Kilometer abgelegenen – Marabar-Grotten hat die Stadt Tschandrapur dem Besucher nichts Ungewöhnliches zu bieten. Vom Ganges nicht so sehr bespült wie gesäumt, zieht sie sich ein paar Kilometer weit am Ufer entlang, kaum zu unterscheiden von all dem Unrat, den sie so großzügig ablagert. Da der Ganges an dieser Stelle nicht heilig ist, sind auf der Flussseite auch keine Badestufen zu sehen, ja, von der Flussseite ist überhaupt nicht viel zu bemerken. Das weite, wechselvolle Panorama des Stromes ist von Basaren verstellt. Die Straßen sind dürftig, die Tempel unansehnlich, und wenn es auch einzelne stattliche Häuser gibt, so liegen sie doch in Gärten versteckt oder stehen in Hintergassen, deren Schmutz nur den geladenen Gast nicht abzuschrecken vermag. Niemals war Tschandrapur groß oder schön, aber vor 200 Jahren lag es an der breiten Handelsstraße, die das – damals kaiserliche – Oberindien mit der See verband, und aus jener Zeit stammen auch die stattlichen Häuser. Im 18. Jahrhundert erstarb die Freude am Zierat, die ohnehin auf die oberen Schichten beschränkt war. Im Basarviertel ist nicht das Geringste von Malerei, und so gut wie nichts von Schnitzerei wahrzunehmen. Das Holz selbst scheint aus Lehm zu bestehen – jeder Stadtbewohner aus wandelndem Lehm. So heruntergekommen, so eintönig ist alles, was dem Blick des Beschauers begegnet, dass man fast wünschen könnte, der ganze Auswuchs würde bei der nächsten Überschwemmung vom Ganges wieder in den Erdboden zurückgespült. Tatsächlich stürzen Häuser zusammen, ertrinken Menschen, die man auch unbekümmert verwesen lässt, aber im Allgemeinen bleibt die Umrisslinie der Stadt mehr oder weniger die Gleiche, auch wenn sie, wie eine niedere und doch unzerstörbare Lebensform, sich hier ein wenig baucht, dort ein wenig zusammenzieht.

Auf der dem Fluss abgewandten Seite sieht alles gleich anders aus. Hier befindet sich ein ovaler *maidan* und ein lang gestrecktes

düsteres Hospital. Auf dem höher gelegenen Gelände in der Nähe des Bahnhofs stehen ein paar Häuser, die wohlhabenden Eurasiern gehören. Hinter der Eisenbahn, deren Gleise zum Fluss parallel verlaufen, senkt der Boden sich und reckt sich dann wieder ziemlich steil in die Höhe. Auf der zweiten Erhebung ist die kleine Beamtenstation errichtet, und von hier aus gesehen bietet Tschandrapur fast ein neues Bild. Es ist eine Gartenstadt, nein, keine Stadt, sondern ein Hain, spärlich mit Hütten gesprenkelt. Ein tropischer Lustgarten, von einem edlen Strom bespült. Die buschigen Palmen und Nim-Bäume, die Mango- und Peapulbäume, sonst stets von den Basaren verdeckt, schieben sich nunmehr ins Blickfeld und verdecken ihrerseits die Basare. Von uralten künstlichen Teichen gespeist, schwingen sie sich aus Gärten, oder sie bersten aus erstickendem Buschwerk und verfallenden Tempeln. Nach Licht und Luft drängend und von stärkeren Kräften erfüllt als der Mensch und alles von ihm Geschaffene, scheinen sie über der unteren Ablagerung dahinzuschweben, um einander mit ihren Zweigen und winkenden Blättern zu grüßen, eine Wohnstatt für gefiederte Wesen. Vor allem nach der langen Regenzeit verhüllen sie, was in der Tiefe vor sich geht, aber immer von Neuem verklären sie, auch verdorrt oder unbelaubt, in den Augen der weiter oben hausenden Engländer das Bild der Stadt. Deshalb vermag auch der Neuankömmling diese Stadt zunächst nicht für so kümmerlich zu halten, wie er es nach ihrer Beschreibung erwarten sollte: erst an Ort und Stelle wird er geneigt sein, sich eines Besseren belehren zu lassen. Was die Beamtenstation selbst betrifft, so löst sie keinerlei stärkere Empfindung aus. Sie entzückt den Betrachter nicht, aber sie stößt ihn auch nicht ab. Sie ist höchst zweckmäßig angelegt. An weithin sichtbarer Stelle befindet sich ein Klubgebäude aus rotem Backstein, an weniger sichtbarer ein Kramladen und ein Friedhof. Die kleinen Bungalows liegen gleichmäßig verteilt an Straßen, die einander rechtwinklig schneiden. Nein, diese Siedlung hat nichts Hässliches an sich, aber wirklich schön ist nur die Aussicht, die man von ihr aus genießt. Und mit der Stadt selbst hat sie nichts anderes gemein als den sie beide überwölbenden Himmel.

Auch am Himmel pflegen allerlei Veränderungen vor sich zu

gehen, weniger auffällige als die bei Fluss und bei Pflanzenwuchs. Bisweilen wird der Himmel durch Wolken in eine Landschaft verwandelt, aber für gewöhnlich ist er nur eine weite Kuppel, von Mischtönen überhaucht. Der vorwaltende Farbton ist Blau, am Tage zu Weiß verblassend, wo er ans Weiß der Erde rührt, nach Sonnenuntergang aber von einem neuen Saum umkränzt – Orange, das nach der Höhe zu in zartestes Purpur übergeht. Aber der blaue Untergrund bleibt bestehen, auch des Nachts. Wie Lampen hängen dann von der Decke des ungeheuren Gewölbes die Sterne herab. Der Abstand zwischen beidem ist winzig klein, verglichen mit der dahinter sich breitenen Ferne, und diese fernere Ferne hat, wengleich dem Bereich aller Farbe entrückt, als Letzte das Blau von sich abgetan.

Es ist der Himmel, der alles verfügt – nicht nur die Wechselfolge des Wetters, der Jahreszeiten, sondern auch den Augenblick, in dem die Erde sich wieder zu schmücken hat. Aus eigenen Kräften vermag die Erde nur wenig zu tun, es sei denn, dass sie hie und da ein paar Blumen hervortreibt. Aber wenn es dem Himmel gefällt, kann er Herrlichkeit auf die Basare Tschandrapurs niederregnen, ein lichtiges Segenszeichen von Horizont zu Horizont gleiten lassen. Der Himmel ist dessen fähig, weil er so stark, so gewaltig ist. Seine Stärke, täglich erneuert, rührt von der Sonne her, seine Größe von der tief unter ihm ruhenden Erde. Kein Bergespitze stört die Reinheit der Wölbungslinie. Meile um Meile liegt die Erde flach hingestreckt, wirft sich ein wenig auf und duckt sich wieder. Nur im Süden, wo ein paar Finger und Fäuste den Boden durchstoßen haben, ist die endlose Fläche gebrochen. Diese Fäuste und Finger sind die Felshügel des Marabar, die in ihrem Innern die seltsamen Grotten bergen.

2

Das Fahrrad fiel zu Boden, ehe ein Diener es auffangen konnte, und der junge Mann, der es eben losgelassen hatte, sprang die Stufen zur Veranda empor. Er sprudelte über vor Lebhaftigkeit.

»Hamidullah, Hamidullah«, rief er, »komme ich zu spät?«

7

»Erspare dir jede Entschuldigung«, sagte sein Gastgeber. »Du kommst immer zu spät.«

»Sei doch bitte so freundlich, mir auf meine Frage zu antworten. Bin ich jetzt zu spät gekommen? Hat Mahmoud Ali schon alles aufgegessen? Dann will ich lieber woanders hin. Mr. Mahmoud Ali, wie geht es Ihnen?«

»Danke der Nachfrage, Dr. Aziz. Ich pfeife gerade auf dem letzten Loch.«

»Und das ausgerechnet vor dem Essen? Armer Mahmoud Ali!«

»Hamidullah weilt schon nicht mehr unter den Lebenden. Er hat den Geist aufgegeben, als Sie gerade angeradelt kamen.«

»Ja, das stimmt«, bemerkte der andere. »Stell dir bitte vor, dass wir beide aus einer anderen, besseren Welt das Wort an dich richten.«

»Gibt es in eurer besseren Welt möglicherweise auch so etwas wie eine *hookah*?«

»Lass das Albern, Aziz. Wir sind gerade dabei, etwas höchst Betrübliches zu erörtern.«

Die *hookah* war, wie gewöhnlich im Haus seiner Freunde, zu fest gestopft und gluckerte missmutig. Aziz setzte ihr liebevoll zu, bis der Tabak ihm in Lunge und Nase emporschoss und den Beizgeruch brennenden Kuhdungs vertrieb, der sich bei seiner Fahrt durchs Basarviertel darin eingenistet hatte. Ein köstliches Gefühl! Aziz geriet bald in einen Entrückungszustand, der zwar erschlaffend, aber gleichzeitig erfrischend war und hinter dessen Schleiern auch die Unterhaltung der beiden andern ihm nicht sonderlich betrüblich vorkommen wollte – sie erörterten gerade, ob es überhaupt möglich sei, mit einem Engländer befreundet zu sein. Mahmoud Ali bestritt es, Hamidullah vertrat die gegenteilige Meinung, aber das mit so vielen Vorbehalten, dass keine Gereiztheit zwischen ihnen aufkommen konnte. Ja, Aziz fand es herrlich, draußen auf der breiten Veranda zu liegen, während vor seinen Augen der Mond immer höher stieg und in seinem Rücken die Diener das Essen anrichteten, ohne dass irgendetwas Unliebsames zu befürchten gewesen wäre.

»Du brauchst nur an das zu denken, was mir selber heute Vormittag zugestoßen ist.«

»Ich behaupte auch nur, dass es in England möglich ist«, erwiderte Hamidullah, der vor langer, langer Zeit einmal dort gewesen war, ehe das zur großen Mode wurde, und der in Cambridge so gastliche Aufnahme gefunden hatte.

»Hier ist es jedenfalls undenkbar, Aziz. Herr Rotnase hat mich vor Gericht heute schon wieder beleidigt. Ich mache ihm keinen Vorwurf daraus. Er hatte den Auftrag, mich zu beleidigen. Noch bis vor Kurzem war er wirklich ganz nett, aber nun haben sie ihn 'rumgekriegt.«

»Ja, hier dürfen sie nicht sein, was sie sein wollen – das meine ich gerade. Sie kommen mit der guten Absicht her, Gentlemen zu sein, und müssen sich dann gleich sagen lassen, dass sich das gar nicht schickt. Denk an Lesley, denk an Blakiston. Heute ist es dein Herr Rotnase, und morgen wird es Fielding sein. Ich erinnere mich noch, wie es am Anfang mit Turton war. Ihr werdet's mir beide nicht glauben, aber ich bin damals mit Turton zusammen in seinem Wagen herumkutschiert – in einem anderen Teil der Provinz – ausgerechnet mit Turton! O ja, wir standen einmal auf ganz vertrautem Fuß miteinander. Er hat mir sogar seine Briefmarkensammlung gezeigt.«

»Und nun ist er sicher davon überzeugt, dass du sie ihm stibitzen würdest. Turton. Aber Herr Rotnase wird sich einmal noch sehr viel schlimmer aufführen als Turton.«

»Das wohl kaum. Sie sind am Ende alle gleich hier, der eine ist nicht besser und nicht schlimmer als der andere. Ein Engländer braucht nach meiner Meinung nur zwei Jahre hier zu sein, ein Turton oder ein Burton oder wer sonst. Den einzigen Unterschied macht ein Buchstabe. Und die Engländerinnen schaffen es in einem halben Jahr. Sie gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Ist es nicht so?«

»O nein«, erwiderte Mahmoud Ali, in den Ton bitteren Scherzens einstimmend – bei jedem Wort schmerzhaft berührt und zugleich amüsiert. »Ich meinerseits entdecke immer neue Unterschiede zwischen unseren Herrn und Gebietern. Herr Rotnase mümmelt vor sich hin, Turton spricht deutlich, Mrs. Turton nimmt Schmiergelder, Frau Rotnase dagegen nicht – kann es auch gar nicht, weil es sie bisher noch nicht gibt.«

»Schmiergelder?«

»Wussten Sie denn nicht, dass die Turtons im Zusammenhang mit irgendeinem Kanalprojekt einmal der Regierung von Zentralindien leihweise zur Verfügung gestellt wurden und dass irgendein Radscha ihr eine Nähmaschine aus purem Gold zum Geschenk machte, damit die Wasserstraße durch sein Gebiet geleitet würde?«

»Und hat er das erreicht?«

»O nein. In dem Punkt ist nämlich Mrs. Turton ganz gerissen. Wenn wir armen Nigger Schmiergelder annehmen, dann tun wir auch wirklich, wofür man uns bezahlt – und gleich haben wir das Gesetz auf dem Hals! Die Engländer stecken Schmiergelder ein, ohne auch nur das Geringste dafür zu unternehmen. Ich finde sie bewundernswert.«

»Wir alle finden sie bewundernswert. Bitte, Aziz, reich mir doch die *hookah*.«

»Oh – noch nicht. Sie schmeckt so gut!«

»Du alter Egoist.« Hamidullah hob plötzlich die Stimme und rief im Kommandoton nach dem Essen. Die Diener riefen zurück, dass es fertig sei. Was gar nichts anderes hieß, als dass sie selber wünschten, es fertig zu haben, und was auch in diesem Sinne verstanden wurde, denn niemand rührte sich von der Stelle. Hamidullah fuhr weiter in der Unterhaltung fort, aber sein Tonfall hatte gewechselt, und er sprach offensichtlich mit innerer Bewegung.

»Wie verhält es sich nun aber mit meinem Fall, dem Fall des jungen Hugh Bannister? Ja, da wäre also der Sohn meiner lieben dahingegangenen Freunde, des Pfarrers Bannister und seiner Frau – die Güte, die sie mir bei meinem Aufenthalt in England erwiesen haben, lässt sich weder schildern noch vergessen. Sie waren wie meine eigenen Eltern, und ich konnte mit ihnen reden, wie jetzt mit euch. Während der Ferien war das Pfarrhaus ein Heim für mich. Sie vertrauten mir alle ihre Kinder an – wie oft habe ich den kleinen Hugh auf den Armen getragen! Auch zum Begräbnis der Königin Victoria habe ich ihn mitgenommen und ihn dabei auf diesen Händen über die Köpfe der Menge emporgehalten.«

»Königin Victoria war ganz anders«, murmelte Mahmoud Ali.

»Nun höre ich, dass der Junge im Lederhandel in Kanpur tätig

ist. Ihr könnt euch denken, wie sehr ich darauf brenne, ihn wiederzusehen und ihm das Fahrgeld zu bezahlen, damit dieses Haus auch für ihn zum Heim werde. Aber es hat gar keinen Zweck. Die anderen Anglo-Inder werden ihn längst zu einem der Ihren gemacht haben. Er wird wahrscheinlich vermuten, ich wolle irgendetwas von ihm, und das wäre mir beim Sohn meiner alten Freunde ein unerträglicher Gedanke. Oh, was ist mit diesem Land eigentlich schiefgegangen, Vakil Sahib? Ich frage Sie!«

Nun griff endlich Aziz mit in die Unterhaltung ein. »Warum immerzu von Engländern reden? ... Warum mit diesen Burschen überhaupt befreundet oder nicht befreundet sein? Lassen wir sie doch einfach aus dem Spiel und amüsieren wir uns! Die Königin Victoria und Mrs. Bannister waren die einzigen Ausnahmen, und die sind nicht mehr am Leben.«

»Nein, nein, das kann ich nicht zugeben. Ich habe auch noch andere Ausnahmen kennengelernt.«

»Ich auch«, sagte Mahmoud Ali, einen unerwarteten Frontwechsel vollziehend. »Die Damen sind sich durchaus nicht gleich.« Die Stimmung der Freunde war umgeschlagen, und sie riefen sich kleine Akte der Gefälligkeit und der Höflichkeit ins Gedächtnis. »Sie sagte auf die natürlichste Weise von der Welt: Danke recht schön.« – »Sie bot mir eine Pastille an, als mein Hals von Staub ganz rau war.« Hamidullah konnte sich an bedeutsamere Beispiele englisch-engelhaften Verhaltens erinnern, aber der andere, der lediglich Anglo-Indien kannte, musste sein Gedächtnis schon nach Bagatellen durchwühlen, und so war es nicht weiter überraschend, dass er bald wieder auf seine frühere Feststellung zurückkam: »Aber natürlich sind das alles nur Ausnahmen, und die beweisen gerade die Regel. Die Durchschnittsengländerin ist wie Mrs. Turton, und Sie, Aziz, wissen ja, was das bedeutet.« Aziz wusste es nicht, stimmte aber zu. Auch er war allzu geneigt, seine persönlichen Enttäuschungen zu verallgemeinern – das Gegenteil wäre für die Angehörigen einer nicht unabhängigen Nation auch mehr als schwierig gewesen. Ja, mit gewissen Ausnahmen waren alle Engländerinnen hochnäsiger und bestechlicher. Von der Unterhaltung wich aller Schimmer, und ihr graufarbiges Band entrollte sich ins Unabsehbare.

Ein Diener kündigte an, dass das Mahl aufgetragen sei. Sie nahmen keine Notiz von ihm. Die beiden Älteren waren bei ihrer ewigen Politik angelangt. Aziz schlenderte in den Garten hinaus. Süß dufteten die Sträucher – *champak* mit grüner Blüte –, und Einzelklänge persischer Verse wogten ihm durch den Sinn. Mahl, Mahl, Mahl ... aber als er dafür ins Haus zurückkehrte, war Mahmoud Ali seinerseits entschwunden, um seinem *sais* ein paar Anweisungen zu erteilen. »Dann komm doch inzwischen ein bisschen mit zu meiner Frau«, sagte Hamidullah zu Aziz, und zwanzig Minuten lang verweilten beide hinter dem *pardah*. Die Begum war eine entfernte Tante von Aziz – die einzige weibliche Verwandtschaft, die er in Tschandrapur besaß –, und sie hatte bei dieser Gelegenheit allerhand zu dem Familienereignis einer Beschneidung zu bemerken, bei der es nicht feierlich genug zugegangen war. Es war nicht ganz einfach, von der Begum loszukommen, weil sie erst mit ihrem eigenen Mahl beginnen konnte, wenn die anderen das ihre bereits hinter sich hatten, und infolgedessen zog sie das Gespräch in die Länge, um nicht den Eindruck des Ungeduldigeins zu erwecken. Nachdem sie das Ritual der Beschneidung ausgiebig beanstandet hatte, ging sie zu verwandten Themen über und fragte Aziz, wann er sich wieder zu verheiraten gedenke.

Ehrerbietig, aber etwas gereizt erwiderte er: »Einmal ist für mich genug.«

»Ja, er hat seine Pflicht schon getan«, fiel Hamidullah ein. »Setz ihm nur nicht zu sehr zu, den Fortbestand seines Namens hat er ja gesichert – zwei Jungen und deren Schwester.«

»Tante, bei der Mutter meiner Frau geht ihnen nicht das Geringste ab – bei ihr hat sie selbst die letzten Lebensstage verbracht. Ich kann die Kinder sehen, wann immer mir danach zumute ist. Sie sind noch ganz klein.«

»Und er lässt ihnen sein ganzes Gehalt zukommen und lebt selbst wie ein kleiner Büroangestellter und sagt keinem Menschen, warum. Was sollte er nach deiner Meinung noch mehr?«

Aber das war nicht, was die Hamidullah-Begum im Sinn hatte. Nachdem sie ein paar Augenblicke lang aus Höflichkeit der Unterhaltung eine andere Wendung gegeben hatte, rückte sie offen damit heraus. »Was soll nur aus unseren Töchtern werden«, fragte

sie, »wenn die Männer nicht heiraten wollen? Sie werden sich unter dem Stande verehelichen oder müssen sogar –.« Und wieder einmal begann sie mit der schon oft vorerzählten Geschichte von einer Dame kaiserlichen Geblüts, die in dem engen Umkreis, in dem ihr eigener Stolz ihr eine Gattenwahl vergönnte, keinen geeigneten Mann hatte finden können und unvermählt ihr Dasein zu fristen hatte, auch wohl unvermählt ins Grab sinken würde, weil nun, da sie dreißig war, kein Mann sie mehr haben wollte. Während ihnen von dieser Tragödie berichtet wurde, waren beide Männer ehrlich überzeugt, dass die Gemeinschaft als Ganzes daran mitschuldig war. Dann schon fast lieber Vielweiberei, als dass eine Frau ohne die ihr von Gott zgedachten Freuden ins Grab sinken musste! Ehe, Mutterschaft, häusliche Machtvollkommenheit – wofür wäre sie sonst wohl auf der Welt, und wie hätte auch der Mann, der ihr solches vorenthalten, am Jüngsten Tage ihrem – und seinem – Schöpfer unverzagt ins Antlitz blicken sollen? Aziz verabschiedete sich mit den Worten: »Ja, vielleicht ... aber etwas später ...« – seine stereotype Antwort auf jedes diesbezügliche Ansinnen.

»Du solltest nicht hinauschieben, was du für richtig hältst«, sagte Hamidullah. »Indien ist nur darum in ein solches Schlamassel geraten, weil wir alles immer wieder hinauschieben.« Aber da er bemerkte, dass sein jugendlicher Verwandter eine etwas sorgenvolle Miene aufgesetzt hatte, fügte er ein paar begütigende Worte hinzu und machte damit jeden Eindruck zunichte, den seine Frau möglicherweise bei ihm hervorgerufen hatte.

Während beider Abwesenheit war Mahmoud Ali davonkutschiert. Er hatte Bescheid hinterlassen, dass er in fünf Minuten wieder zurück sein werde, dass aber die anderen keinesfalls mit dem Essen auf ihn warten sollten. Diese ließen sich denn auch mit einem entfernten Vetter der Familie, Mohammed Latif, der, auf Hamidullahs Freigebigkeit angewiesen, die Position weder eines Untergebenen noch eines Gleichgestellten innehatte, zum ersten Gang nieder. Latif öffnete die Lippen nur, wenn man ihn anredete, und da niemand es tat, blieb er selbst stumm, ohne sich im Entferntesten gekränkt zu zeigen. Hin und wieder stieß er auf – in Anerkennung des üppigen Essens. Ein sanfter, zufriedener,

unredlicher alter Mann, der sein ganzes Leben lang nicht einen Finger krumm gemacht hatte. Solange einer seiner Verwandten ein Haus besaß, durfte er selbst einer Heimstatt gewiss sein, und es war auch kaum zu erwarten, dass eine so wohlhabende Familie wie die seine als Ganzes jemals Bankrott machen würde. In mehreren hundert Meilen Entfernung führte seine Frau ein ähnliches Schmarotzerdasein – in Anbetracht der Kostspieligkeit einer Eisenbahnkarte stattete er ihr niemals einen Besuch ab. Aziz hielt ihn, wie auch die Diener, ein wenig zum Besten und begann dann gleich, Verse zu rezitieren – zuerst auf Persisch und dann gelegentlich auf Arabisch. Er hatte ein gutes Gedächtnis und war für sein jugendliches Alter auch recht belesen. Seine Lieblingsthemen waren der Verfall des Islam und die Flüchtigkeit der Liebe. Die anderen lauschten ihm voller Entzücken, denn für sie war die Dichtkunst eine gesellschaftliche, und nicht, wie überwiegend in England, eine private Angelegenheit. Sie wurden es niemals müde, Worte zu hören und wieder Worte. Sie atmeten sie mit der kühlen Nachtluft ein und machten sich auch über ihre Bedeutung nicht allzu viel Gedanken. Der Name des Dichters – Hafiz, Hali, Iqbal – war in sich selbst schon Gewähr. Das weite Indien – Hunderte von Ländern, die Indien hießen – flüsterte draußen in der Nacht unter einem gleichmütigen Mond vor sich hin. Aber im Augenblick schien es für sie nur ein einziges Indien zu geben, das ihre, und sie gewannen ihre ehemalige Größe zurück, als sie den Verlust dieser Größe beklagen hörten, sie fühlten sich selbst wieder jung, weil sie an die Flüchtigkeit der Jugend gemahnt wurden. Ein scharlachroter Diener unterbrach die Rezitation – der *chuprassi* des britischen Oberarztes, der Aziz ein Stück Papier aushändigte.

»Der alte Callendar will mich in seinem Bungalow sehen«, sagte er, ohne Anstalten zum Aufstehen zu machen. »Er hätte immerhin so höflich sein können, mich wissen zu lassen, warum.«

»Irgendein Krankheitsfall, würde ich denken.«

»Nein, sicher nicht, gar nichts. Er hat herausgefunden, wann wir beim Essen sitzen, und es macht ihm Vergnügen, uns jedes Mal dabei zu stören, um uns seine Macht fühlen zu lassen.«

»Ja, das stimmt schon, andererseits mag es sich wirklich um

etwas Ernsthaftes handeln – man kann es einfach nicht wissen«, sagte Hamidullah, Aziz mit einiger Rücksicht einen Pfad zum Gehorsam bahnend. »Solltest du dir nicht lieber erst den Mund spülen, wenn du *pan* gekaut hast?«

»Wenn mein Mund erst gespült werden muss, gehe ich nicht. Ich bin Inder, und es ist eine indische Gewohnheit, *pan* zu kauen. Damit muss der Oberarzt sich schon abfinden. Mein Fahrrad bitte, Mohammed Latif.«

Der arme Verwandte stand auf. Dem Bereich des Stofflichen nur lose zugehörig, legte er lediglich die Hand auf den Sattel, während ein Diener den eigentlichen Transport übernahm. Gemeinsam hoben sie das Rad über eine am Boden liegende Reißzwecke. Aziz hielt die Hände unter die Wasserkanne, trocknete sie, drückte sich den grünen Filzhut kleidsam in die Stirn und schwirrte dann mit unerwarteter Entschlossenheit die Straße hinab.

»Aziz, Aziz, du unvorsichtiger Bengel ...« Aber er war bereits mitten im Basarviertel, wie ein Wahnsinniger in die Pedale tretend. Er hatte keine Lampe, keine Klingel, keine Bremse an seinem Rad. Aber was haben Nebensächlichkeiten wie diese in einem Land zu besagen, in dem ein Radfahrer nur die eine Hoffnung hat, dass jedes der auf seinem Weg von ihm erspähten Gesichter sich in Luft auflöst, bevor er damit zusammenprallt! Und um diese Stunde war es in der Innenstadt ziemlich leer. Als einer der Reifen die Luft verlor, sprang Aziz ab und brüllte nach einer Tonga.

Zunächst konnte er freilich keine auftreiben und musste auch erst das Fahrrad im Haus eines Freundes abstellen. Weitere Zeit vertrödelte er mit Mundspülen. Aber schließlich rasselte er im Triumphgefühl hoher Geschwindigkeit der Beamstensiedlung zu. Als er ihrer öden Gepflegtheit ansichtig wurde, überfiel ihn plötzlich eine gewisse Niedergeschlagenheit. Die Straßen, auf die Namen siegreicher Generale getauft und im rechten Winkel sich kreuzend, waren symbolisch für das Netz, das Großbritannien über Indien geworfen hatte und in dessen Maschen er sich jetzt verfang. Als er an Major Callendars Gartenpforte anlangte, konnte er sich nur mit Mühe zurückhalten, von der Tonga abzuspringen und den kleinen Weg bis zum Bungalow zu Fuß zurückzulegen – mit einiger Mühe nicht deshalb, weil er ein unterwürfiges Gemüt hatte, sondern weil

sein Gefühl – die empfindlichere Seite seines Wesens – eine grobe Zurechtweisung befürchtete. Im vorausgehenden Jahr war es einmal zu einem besonderen »Fall« gekommen. Ein vornehmer Inder war am Haus eines britischen Beamten vorgefahren, war aber vom Diener zur Umkehr genötigt und von ihm bedeutet worden, er solle auf angemessene Weise wieder erscheinen – ein einziger »Fall« unter Tausenden von Besuchen bei Hunderten von Beamten, aber ein leider weithin bekannt gewordener Fall. Der junge Mann wollte ihn keineswegs wiederholt sehen. Er entschloss sich zu einem Kompromiss und ließ außerhalb des breiten Lichtscheins halten, der über die Veranda fiel.

Der Oberarzt war nicht zu Hause.

»Aber der Sahib hat mir wohl Bescheid hinterlassen?«

Der Diener erwiderte mit einem gleichgültigen Nein. Aziz war in heller Verzweiflung. Es war ein Diener, dem er bei einer früheren Gelegenheit aus purer Vergesslichkeit kein Trinkgeld gegeben hatte, und nun konnte er das nicht mehr nachholen, weil Leute in der Vorhalle waren. Er war überzeugt, dass eine Nachricht für ihn da war und dass der andere sie ihm aus Rache vorenthielt. Während beide noch hin und her redeten, traten die Leute heraus. Es waren zwei Damen. Aziz lüftete den Hut. Die eine, in großer Abendtoilette, streifte den Inder mit einem einzigen Blick und wandte sich instinktiv von ihm ab.

»Ja, Mrs. Lesley, es ist eine Tonga«, rief sie aufgeregt.

»Unsere Tonga?«, fragte die Zweite, bei Aziz' Anblick dem Beispiel der Ersten folgend.

»Man sollte die Gaben der Götter nicht missachten«, gellte sie, und beide sprangen hinein. »Tonga Wallah, Klub, Klub. Warum rührt der Idiot sich nicht von der Stelle?«

»Fahr schon los – ich werde morgen bezahlen«, sagte Aziz zu dem Kuli. Und als dieser sich in Bewegung setzte, rief er höflich: »Es ist mir ein Vergnügen, meine Damen.« Sie antworteten nicht – sie waren viel zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

Da war es nun also wieder einmal passiert, das Übliche – gerade wie Mahmoud Ali es vorher beschrieben hatte. Die unverzeihliche Kränkung: seine Verbeugung übersehen, sein Gefährt in Beschlag

genommen. Gewiss hätte es noch schlimmer kommen können. Irgendwie beruhigte es ihn, dass die Damen Callendar und Lesley korpulent waren und mit ihrem Schwergewicht den hinteren Teil der Tonga herunterdrückten. Schöne Frauen würden ihm ärger zu schaffen gemacht haben. Er wandte sich dem Diener zu, drückte ihm ein paar Rupien in die Hand und fragte nochmals, ob nicht Bescheid für ihn da sei. Jener wiederholte in sehr höflichem Ton die frühere Antwort. Major Callendar war gerade vor einer halben Stunde abgefahren.

»Ohne etwas zu bemerken?«

In Wirklichkeit hatte er gesagt: »Dieser verdammte Aziz!« – Worte, die der Diener wohl verstanden hatte, die zu wiederholen er aber nun zu höflich war. Man kann zuviel Trinkgeld geben und auch zu wenig; die Münze, mit der man sich die ganze Wahrheit erkaufte, muss erst noch geprägt werden.

»Dann will ich ihm ein paar Zeilen schreiben.«

Der Diener wies mit einer großmütigen Geste ins Innere des Hauses, aber Aziz glaubte es seiner Würde schuldig zu sein, diesseits der Schwelle zu verharren. Auf die Veranda hinaus wurden ihm Papier und Tinte gebracht. Er begann: »Sehr geehrter Herr Major! Auf Ihren ausdrücklichen Befehl habe ich, wie es sich für einen Untergebenen gehört, nicht gesäumt –«. Er hielt inne. »Sag ihm, dass ich hier war – das genügt«, rief er, seinen Protest in Stücke reißend. »Hier ist meine Karte. Besorge mir eine Tonga.«

»Huzoor – sie sind alle gerade beim Klub.«

»Dann bestelle mir telefonisch eine am Bahnhof.« Und da der Diener sich eilig anschickte, das Gewünschte zu tun, sagte er: »Schon gut, schon gut, ich möchte doch lieber zu Fuß gehen.« Er ließ sich ein Zündholz reichen und steckte sich eine Zigarette an. Diese kleine Aufmerksamkeit hatte, wiewohl erkaufte, etwas Beruhigendes für ihn. Er durfte auf Entsprechendes rechnen, solange er noch Rupien in der Tasche hatte – immerhin etwas. Hätte er nur schon den Staub Anglo-Indiens von den Sohlen geschüttelt, sich aus dem Netz herausgewunden, und sähe er sich nur wieder Umgangsformen und Gebärden gegenüber, die ihm vertraut waren! Er begann, eine ihm ungewohnte Tätigkeit, rasch auszusprechen.

Aziz war behende und klein und zierlich gebaut, aber im Grunde recht kräftig. Dennoch ermüdete es ihn, zu Fuß zu gehen, was in Indien bis auf den Neankömmling jeden ermüdet. Der Boden scheint etwas Feindliches an sich zu haben. Er gibt entweder nach, und man sinkt beim Gehen tief in ihn ein, oder er ist unerwartet zäh und scharfkantig, und mehr als einmal verspürt man, ausschreitend, den Gegendruck von Stein und Kristall. Nach einer Reihe solch kleiner Überraschungen fühlt man sich ganz erschöpft. Und Aziz trug obendrein Schuhe, die keine Absätze hatten – in jedem Land eine für Fußgänger unzulängliche Ausrüstung. Am Außenrand der Beamtenstation schwenkte er in die Moschee ein, um hier ein wenig zu rasten.

Er hatte gerade für diese Moschee stets etwas übrig gehabt. Sie war anmutig gegliedert, und die bauliche Anordnung sagte ihm zu. Im Hof, den er durch ein verfallenes Tor betrat, befand sich ein Reinigungsbrunnen mit fließendem klarem Wasser – Teil einer die ganze Stadt versorgenden Zuflussleitung. Die Pflasterung des Hofes bestand aus geborstenen Platten. Der überdachte Teil der Moschee war weiträumiger, als es sonst der Fall war – man fühlte sich bei seinem Anblick an eine englische Gemeindekirche erinnert, bei der eine Seitenwand fehlt. Von dort, wo Aziz saß, konnte er in drei Bogengänge hineinblicken, deren Dunkel nur durch eine kleine Hängelampe und den Mond aufgehellte war. Die Vorderwand schien, im vollen Mondlicht, aus Marmor zu bestehen, und auf dem Fries hoben sich die neunundneunzig Namen Gottes schwärzlich vom Steingrund ab, während der Fries selbst weiß leuchtend vor dem nächtlichen Himmel stand. Am Wettstreit der Gegensätze und am Wechselspiel der Schatten im Innern des Baus fand Aziz Gefallen, und er versuchte, beidem sinnbildliche Bedeutung für irgendeine Wahrheit der Liebe oder der Religion abzugewinnen. Wann immer eine Moschee ästhetisches Wohlgefallen bei ihm erweckte, vermochte sie auch seine Einbildungskraft zu beflügeln. Der Anblick eines anderen Tempels, sei es von Hindus, von Christen oder von Griechen, würde ihn gelangweilt, würde auch sein Schönheitsgefühl unbeteiligt gelassen haben. Hier aber war der Islam, war seine geistige Heimat, mehr als ein Glaube, als ein Schlachtruf, mehr, sehr viel mehr ... Islam: ein Lebensgehäuse, das

köstlich-erlesen und gleichzeitig dauerhaft war und in dem sein Körper und seine Gedanken sich daheim fühlen durften.

Sein Ruhesitz befand sich auf einer niedrigen Mauer, die den Hof zur Linken begrenzte. Vor seinen Füßen fiel der Boden in Richtung der Stadt ein wenig ab, die jetzt nicht mehr war als ein Schattengebilde von Bäumen, und in der Stille vernahm er vielerlei ferne Laute. Zur Rechten, drüben im Klubgebäude, steuerte die englische Kolonie den Klang eines Amateurorchesters dazu bei. Irgendwo anders rührten Hindus die Trommeln – er wusste, dass es Hindus waren, weil der Rhythmus dem seines Wesens zuwiderlief –, während andere eine Totenklage angestimmt hatten – er wusste, wer der Verstorbene war, denn er hatte ihm erst am Nachmittag den ärztlichen Totenschein ausgestellt. Endlich waren Eulen zu hören und der Pandschab-Express ... und aus dem Garten des Stationsvorstehers wehte berückender Blumenduft. Aber die Moschee – nur ihr war geistige Wirklichkeit eigen, und dem vielfältigen Anruf der Nacht sich verschließend, wandte er sich ihr wieder zu und schmückte sie mit Bedeutungen, von denen ihr Erbauer sich nie hätte träumen lassen. Eines Tages würde auch er eine Moschee errichten lassen, kleiner als diese, aber von erlesenstem Geschmack, auf dass alle, die zufällig hier des Weges kamen, das gleiche Gefühl der Glückseligkeit auskosten durften, das er selbst jetzt empfand. Und ganz in ihrer Nähe sollte, in einem niedrigen Gewölbe, sein Grab sich befinden, mit einer persischen Inschrift:

»Ohne mich wird nun, wehe, viele Jahrtausende
Die Rose erblühen, der Frühling erschimmern,
Aber wer im Geheimen mein Herz verstanden hat,
Wird herpilgern zu dem Grab, das mir Ruhestatt ist.«

Er hatte diesen Vierzeiler einst auf dem Grab eines Königs im Dekhan erblickt und betrachtete ihn als Ausdruck einer tief sinnigen Weltanschauung – stets setzte er das Pathetische mit dem Tiefgründigen gleich. Das geheime Verstehen des Herzens! Mit Tränen im Auge wiederholte er die Floskel, und währenddessen schien eine der Moscheesäulen ins Wanken zu geraten. Sie bebte in der Düsternis, schien sich abzusondern. Geisterglaube spukte

ihm im Blut, aber er rührte sich nicht von der Stelle. Eine zweite Säule bewegte sich, eine dritte, und dann trat ins Mondlicht hinaus die Gestalt einer Frau – einer Engländerin. Plötzlich von Wut gepackt, rief er laut: »Madam! Madam! Madam!«

»Oh, oh«, hauchte erschrocken die Frau.

»Madam, dies ist eine Moschee. Sie haben kein Recht, sie zu betreten! Sie hätten Ihre Schuhe ablegen sollen. Dies ist für Moslems eine heilige Stätte.«

»Ich habe die Schuhe abgelegt.«

»Tatsächlich?«

»Ich habe sie am Eingang gelassen.«

»Dann bitte ich um Verzeihung.«

Noch immer erschrocken, bewegte die Frau sich dem Ausgang zu, wobei sie sich absichtlich auf der anderen Seite des Reinigungsbrunnens hielt. »Ich bitte aufrichtig um Verzeihung für meine Worte«, rief er ihr nach.

»Ja, es war doch alles in Ordnung, nicht wahr? Wenn ich meine Schuhe ausziehe, bin ich doch zugelassen?«

»Natürlich. Aber so wenige Damen nehmen sich diese Mühe, vor allem, wenn sie glauben, dass es niemand sieht.«

»Das macht doch nicht den geringsten Unterschied. Gott ist hier.«

»Madam!«

»Bitte lassen Sie mich nun gehen.«

»Oh, kann ich Ihnen jetzt oder ein anderes Mal in irgendeiner Weise gefällig sein?«

»Nein, danke schön, wirklich nicht – Gute Nacht.«

»Darf ich wohl Ihren Namen wissen?«

Sie stand nun im Schatten des Torwegs, sodass er ihr Gesicht nicht erkennen konnte, aber sie sah das seine und sagte mit einem Wechsel der Stimme: »Mrs. Moore.«

»Mrs. –.« Ein paar Schritte vortretend, bemerkte er, dass sie gar keine junge Frau mehr war. Ein Traumschloss, leuchtender als die Moschee, sank in Trümmer, und er wusste nicht, ob er froh sein sollte oder betrübt. Sie war älter als die Hamidullah-Begum, hatte ein rötliches Gesicht und weißes Haar. Ihre Stimme hatte ihn getäuscht.

»Mrs. Moore, ich fürchte, ich habe Sie erschreckt. Ich werde mei-

nen Glaubensbrüdern – unseren Freunden – berichten, was Sie gesagt haben. Dass Gott hier ist – wie gut, wie schön das klingt! Sie sind wohl noch nicht lange in Indien?»

»Gar nicht lange. Aber woran erkennen Sie das?«

»An der Art, wie Sie mit mir sprechen. Nein, nicht nur das. Aber darf ich Ihnen einen Wagen holen?«

»Ich bin nur eben vom Klub einen Moment herübergekommen. Sie führen dort ein Stück auf, das ich schon in London gesehen habe, und im Saal war es so heiß.«

»Was ist denn das für ein Stück?«

»*Cousin Kate*.«

»Sie sollten bei Nacht hier lieber nicht allein spazieren gehen, Mrs. Moore. Es treibt sich allerhand Gesindel herum, und von den Marabar-Hügeln wagen sich mitunter sogar Leoparden hierher. Auch Schlangen.«

Sie stieß einen Laut des Schreckens aus. An die Schlangen hatte sie nicht mehr gedacht.

»Oder auch ein bestimmter Käfer mit sechs Pünktchen auf den Flügeln. Sie lesen ihn auf, er sticht, und Sie müssen sterben.«

»Aber Sie gehen ja selbst hier spazieren!«

»Oh, ich bin es gewohnt.«

»Die Schlangen gewohnt?«

Beide lachten. »Ich bin Arzt«, sagte er. »Schlangen trauen sich nicht an mich heran.« Seite an Seite ließen sie sich in dem weiten Eingangstor nieder und streiften sich die Schuhe wieder über.

»Darf ich bitte noch eine Frage an Sie richten? Warum kommen Sie eigentlich um diese Zeit des Jahres nach Indien, ausgerechnet jetzt, wo das kühle Wetter zu Ende geht?«

»Ursprünglich hatte ich die Absicht, früher zu kommen, aber es gab einen unvermeidlichen Aufschub.«

»Bald wird es hier ganz ungesund für Sie sein. Und warum kommen Sie ausgerechnet nach Tschandrapur?«

»Um meinen Sohn zu besuchen. Er ist der Richter für diese Stadt!«

»Aber nein, entschuldigen Sie, das ist ja unmöglich. Der Richter in unserer Stadt heißt Mr. Heaslop. Ich kenne ihn ganz genau.«

»Er ist trotzdem mein Sohn«, sagte sie lächelnd.